

Krieg als Raubkrieg?

Soziologische Anmerkungen zu einer schwierigen Definition

Barbara Kuchler

Definitionen sind manchmal des Pudels Kern und manchmal nur Schall und Rauch. Ich bin nicht sicher, wie es sich in diesem Fall verhält. Taureck definiert zu Beginn seines Textes Krieg als Raubkrieg oder Beutekrieg, und auch wenn diese Bestimmung in seinen weiteren Überlegungen gar nicht mehr explizit auftaucht, so ist sie doch in sich interessant und wichtig. Ich möchte mich in meinem Beitrag ausschließlich damit auseinandersetzen und einige soziologische Überlegungen dazu anbringen, während ich zu den späteren Teilen der Argumentation soziologisch wenig sagen kann.

Taureck definiert Krieg recht unmissverständlich als Beutekrieg, als Maßnahme zur Aneignung fremden Eigentums. „*Krieg bezeichnet eine ruhmreiche kollektive Erbeutungsaktion, die zusätzlich als Notwendigkeit deklariert wird und die auf einer Illusion letzlicher infolge Krieg zu erreichender Vorteile beruht.*“ Das Merkmal der Aneignung von Eigentum ist für ihn so zentral, dass er kurz darauf, als es um den Kontrast zwischen den beiden Zuständen Krieg vs. Frieden, zwischen dem normalerweise Erlaubten und dem im Krieg Erlaubten geht, den Punkt „Eigentum“ noch vor dem Punkt „Menschenleben“ erwähnt: „Krieg bedeutet *Erlaubnis zu maximaler Entfesselung des gewöhnlicherweise Unerlaubten.* Es ist schlicht unerlaubt, fremdes Eigentum zu beschädigen oder sich durch Gewalt anzueignen. Es ist schlechterdings unerlaubt, fremdes Menschenleben anzutasten, zu verletzen oder zu töten.“

Ich bin soziologisch nicht überzeugt, dass das eine gute allgemeine Definition des Krieges ist. Härter gesagt: Ich bin der Überzeugung, dass sie nur bestimmte historische Epochen oder bestimmte gesellschaftliche Entwicklungszustände beschreibt, andere aber gar nicht, u.a. nicht unsere Gesellschaft, die moderne Gesellschaft. Taureck verweist zur Untermauerung seines Verständnisses von Krieg als Raubkrieg auf Thukydides, und für

die alten Griechen macht das durchaus Sinn. Aber soziologisch gesehen ist die Antike nicht einfach der Ausgangspunkt, wo die Dinge beginnen und von wo aus bestimmte Fragen einfach weiterzuschreiben sind, sondern die Antike ist eine sehr spezielle Gesellschaftsform mit speziellen Strukturen, für die bestimmte Dinge gelten, die nicht automatisch auch anderswo gelten.

Soziologisch macht es überhaupt nur für wenige Begriffe Sinn, sie allgemein, zeitübergreifend und epochenunabhängig zu verwenden. Die meisten Begriffe ändern ihren Sinn zentral mit der Gesellschaft, in der die gemeinten Phänomene vorkommen, etwa Begriffe wie „Politik“, „Wirtschaft“ oder „Familie“. Eine Familie ist etwas ganz anderes in einer Stammesgesellschaft, wo Abstammungslinien und symbolische Zugehörigkeiten zu Clans, Totems, *moiety*s usw. im Mittelpunkt stehen, in der mittelalterlichen Feudalgesellschaft, wo – zusätzlich zu Abstammungslinien – Vererbungs- und Statusfragen zentral sind, und in der modernen Gesellschaft, wo die Familie zur privatisierten und intimisierten Kleinfamilie mutiert. Soziale Formationen sind zutiefst abhängig von der Gesellschaft, in der sie stattfinden, und ändern ihre Form und ihren Sinn radikal, wenn die gesellschaftlichen Bedingungen sich ändern.

Das gilt auch für Krieg. Krieg ist, als gewaltsame Auseinandersetzung zwischen größeren Kollektiven, zutiefst abhängig davon, wie Sinn- und Handlungscluster in der Gesellschaft insgesamt gebildet werden, wie die Strukturlinien in der Gesellschaft insgesamt verlaufen. Kriege in Stammesgesellschaften, in vormodernen Schichtungsgesellschaften und in der modernen Gesellschaft folgen ganz unterschiedlichen sozialen Strukturmustern und haben mindestens so viele Unterschiede wie Gemeinsamkeiten. Man kann deshalb nicht von Thukydides und den Griechen auf Kriege in allen Zeiten und Epochen schließen und eine allgemeine Theorie „des“ Krieges daran anschließen.

Die eben erwähnte Dreierunterscheidung in Stammesgesellschaften, vormoderne Schichtungsgesellschaften und moderne Gesellschaft ist grob, sie mag Historiker irritieren, aber sie ist soziologisch nützlich als Schablone zur Sortierung einer ansonsten unüberschaubar großen Vielfalt von Gesellschaftsformen. Ich skizziere in ganz wenigen Worten diese drei grundlegenden Gesellschaftsformen, bevor ich zur Beschreibung von Krieg – und zum Verhältnis von Krieg und Raub, Krieg und Eigentumstransfer – in den einzelnen Gesellschaftstypen übergehe. (1) Stammesgesellschaften sind kleine, schriftlose Gesellschaften, sie sind gegliedert in lauter gleichartige Einheiten (Segmente) wie Dörfer, Stämme, Clans o.ä., in denen auf

Grundlage persönlicher Bekanntschaft und ausschließlich mündlich kommuniziert wird. (2) Schichtungsgesellschaften sind geordnet entlang einem Schema von Oben/Unten, Adel/Volk, vornehm/gemein, frei/unfrei, statushoch/statusniedrig, oft mit vielen Abstufungen und Nuancierungen, wobei die oberen Schichten sowohl politische Herrschaft als auch rechtliche Entscheidungsgewalt als auch ökonomische Privilegierung als auch künstlerische, wissenschaftliche, bildungsmäßige Leistung auf sich konzentrieren. (3) Die moderne Gesellschaft ist geordnet nach dem Prinzip funktionaler Differenzierung, d.h. sie gliedert sich in sachlich spezialisierte Bereiche wie Wirtschaft, Politik, Recht, Wissenschaft, Bildung, Massenmedien, Familie usw., die je ihre eigene, funktionspezifische Logik entwickeln, eigenen Expansionsdrang und Autonomieansprüche entwickeln und sich in vielfältiger Weise aneinander reiben, aber auch gegenseitig ergänzen.

Wie sieht nun das Verhältnis von Krieg und Raub, d.h. gewaltsamer Aneignung fremder Güter, in diesen drei Gesellschaftstypen aus? Sehr schematisch und vereinfacht, aber zur Orientierung trotzdem nützlich, kann man dazu Folgendes sagen.¹

(1) In Stammesgesellschaften *kann* Krieg als Raubzug organisiert sein, wobei es etwa darum geht, Rinder, Kanus oder andere geschätzte Güter in nächtlichen Überfällen aus den Dörfern des Gegners zu entwenden. In vielen Fällen sind Kriege aber ganz anders organisiert. Oft haben sie keinen anderen, „handfesteren“ Sinn als den, den Kriegern eine Gelegenheit zum Erweis von Tapferkeit, Kraft, Geschick und zum Erwerb von Status und Trophäen zu geben. Krieg ist eine Art, wie Männer ihre Mannhaftigkeit erweisen und sich einen Status im Kreis der Männer erkämpfen. Selbst wenn sie das auf die Weise tun, dass Kanus geraubt werden, mag der eigentliche Sinn dieser Handlung weniger im Kanu als im Prestigegewinn liegen. In vielen Stammesgesellschaften folgen Kriege darüber hinaus stark rituellen Mustern, etwa kosmologisch-mythologisch verankerten Ereigniszyklen und Weltpolaritäten. Sie finden zu bestimmten Zeiten, an bestimmten Orten und an bestimmten Punkten im Jahreszyklus statt und haben ihren Sinn im Bezug auf höhere, ewige Ordnungsschemata und nicht im Transfer von materiellen Werten. Es wäre für Gesellschaften dieses Typs sicherlich falsch, Krieg generell als Raubkrieg zu verstehen.

1 Ausführlicher: Barbara Kuchler, *Kriege. Eine Gesellschaftstheorie gewaltsamer Konflikte*, Frankfurt/M. 2013, S. 124 ff.

(2) Für stratifizierte Gesellschaften macht die Assoziation von Krieg mit gewaltsamer Wertaneignung am meisten Sinn. Erfolgreiche Kriegführung ist hier in der Tat meist verflochten mit ökonomischer Bereicherung, sei es durch direkten Raub und Plünderung, sei es durch Tribute, die der Unterlegene dem Sieger zu entrichten hat. Kriege sind deshalb in der Regel für den Sieger ökonomisch profitabel. Dies wird auch ganz offen und unverhohlen betrieben und als legitimer Kriegszweck gepflegt, und erbeutete Reichtümer – wie Schätze oder Sklaven – werden auf Triumphzügen zur Schau gestellt. Die Truppen der siegreichen Seite werden oft mit erbeuteten Werten entlohnt oder belohnt, so etwa Ritter, Samurai und andere Adelskrieger in feudal organisierten Gesellschaften, die als Lohn für ihre Dienste einen Anteil der Beute erhalten, aber auch die Soldaten imperialer Armeen, deren Sold oder nicht-monetäre Entlohnung (Land) oft aus den Erwerbungen der Kriege stammt, die sie gefochten haben. Auch in den griechischen *poleis* erhalten die Bürgersoldaten einen Lohn für ihre Dienste, und die siegreiche Stadt insgesamt kann oft einen Wohlstandsgewinn verbuchen, etwa über einträgliche Handelswege und Handelsmöglichkeiten.

Es ist charakteristisch für Gesellschaften dieses Typs, dass politische und ökonomische Dimensionen des Lebens nicht zu trennen sind, vielmehr aufs Engste ineinander verwoben sind. Im Soziologenjargon sagt man: Gesellschaften dieses Typs sind funktional diffus strukturiert. Politische, ökonomische, rechtliche, bildungsmäßige, oft auch religiöse Vorteile und Vorrangstellungen konvergieren in den oberen Zonen der Schichthierarchie – dort, wo ein „gutes“, ehrenvolles, zivilisiertes Leben gelebt wird (während in den unteren Schichten, etwa in der Bauernschaft, nur ein arbeitsvolles und mühevoll existieren möglich ist). Die entsprechenden institutionellen Strukturen und Trägergruppen – für politische, ökonomische, rechtliche usw. Zwecke – sind entweder gar nicht getrennt oder eng miteinander verbunden. Deshalb ist auch Krieg gleichzeitig und ungetrennt ein politisches und ein ökonomisches Projekt; Kriegsziele wie Sicherung oder Vergrößerung von Herrschaftsgebieten und Vermehrung von Wohlstand gehen fließend ineinander über; und größere Reiche – wie etwa das Römische Reich – können sich über längere Zeiträume aus ihren Kriegen und Eroberungen finanzieren. Arnold Gehlen hat diesen Umstand kurz und prägnant so zusammengefasst: „Für den Orient wie für das Abendland, und für die ganze Geschichte von der Antike bis an die

Schwelle unseres Industriezeitalters gilt [...] der Sieger im Krieg ist auch der, der reich wird.“²

(3) In der modernen Gesellschaft – spätestens mit den Weltkriegen des 20. Jahrhunderts, aber beginnend schon ab, sagen wir, dem späten 17. Jahrhundert (1648) – erodiert diese Ordnung der Dinge. Die Regel, dass Kriege profitabel für die Sieger sind, gilt nicht mehr. Es stellt sich vielmehr zunehmend heraus, dass Kriege ökonomisch ruinös sind, auch für die Sieger. „[War is] the most uneconomic enterprise in which man can engage“, stellt der Kriegssoziologie Quincy Wright fest.³ Kriege zerstören regelmäßig Teile der Volkswirtschaft und des Volksvermögens, sie zerstören Handelsmöglichkeiten, Vertrauen, Investitionsbereitschaften und sonstige Voraussetzungen des Funktionierens komplexer Wirtschaftssysteme. Herfried Münkler hat deshalb unumwunden festgestellt, dass Kriege in der Moderne „grundsätzlich mehr kosten, als sie einbringen“, auch für die Sieger.⁴ Alle früheren Quellen von Kriegsgewinn sind brüchig und trügerisch geworden oder ganz versiegt. Plünderung ist seit der Haager Landkriegsordnung von 1907 offiziell verboten und würde im Übrigen auch nicht genug einbringen, um die entstandenen Schäden und Kosten auszugleichen. Wo Plünderungen in modernen Staatenkriegen noch vorkommen, werden sie eher informell oder behelfsmäßig praktiziert (Soldaten nehmen einen Mantel oder ein Schmuckstück mit) und dienen nicht der ruhmvollen Aneignung von Schätzen, sondern allenfalls der kümmerlichen Entschädigung für erlittene Entbehrungen und Zerstörungen. Direkte Tributzahlungen gibt es nicht mehr, und Reparationen sind bestenfalls ein magerer Ausgleich für die im Krieg entstandenen Schäden und Kosten, aber können Krieg nicht mehr in ein Gewinngeschäft verwandeln. Indirekte ökonomische Profite etwa durch Zugang zu Rohstoffen, Handelswegen, Absatzmärkten werden oft als moderne Form von kriegsbedingtem Wohlstandstransfer zitiert, sie sind aber oft mehr als Trophäe und Dekorations-

2 Arnold Gehlen, „Luxus und Gesellschaft“, in: ders., *Die Seele im technischen Zeitalter und andere sozialpsychologische, soziologische und kulturanalytische Schriften*, Gesamtausgabe Bd. 6, Frankfurt/M. 2004, S. 534.

3 Quincy Wright, „The Study of War“, in: David S. Sills (Hg.), *International Encyclopedia of the Social Sciences*, Bd. 16, New York 1968, S. 453–468, hier: S. 463.

4 Herfried Münkler, *Imperien. Die Logik der Weltherrschaft – vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten*, Berlin 2005, S. 239; ders., *Der Wandel des Krieges. Von der Symmetrie zur Asymmetrie*, Weilerswist ²2006, S. 140; Niall Ferguson, *Politik ohne Macht. Das fatale Vertrauen in die Wirtschaft*, München 2003, S. 367 ff.

rhetorik relevant denn als realer wirtschaftlicher Faktor (dazu gleich mehr).

Der Grund für diese Umwälzung in den Bedingungen der Kriegführung ist, dass in den letzten Jahrhunderten das Prinzip funktionaler Differenzierung sich durchgesetzt hat, die Gesellschaft also nicht mehr funktional diffus, sondern funktional spezifisch geordnet ist. Damit wurden die Funktionsbereiche Politik und Wirtschaft zunehmend auseinandergezogen, sie haben sich zu je eigener Komplexität und ihrem je eigenen Bündel spezifisch moderner Institutionen und Prozesse entwickelt. Auf der Seite der Politik gehören dazu etwa Parlamente, Regierungen, Verwaltungsapparate, Demokratie, Repräsentation, Inklusion, Nation, auf der Seite der Wirtschaft eine radikale Geld- und Preisorientierung und Prinzipien wie Markt, Massenkonsum, Profit, Rentabilität, Investition, Innovation. Damit erodiert die Möglichkeit, Krieg als ungetrennt politisch-ökonomisches Geschehen zu betreiben. Kriege – jedenfalls klassische Staatenkriege – drehen sich jetzt in erster Linie um politische Ziele und Konflikte, wie Macht, Hegemonie, Ideologie, Nation, Großmachtpositionen, -ambitionen, -provokationen. Umgekehrt kann das ökonomische Ziel der Wohlstandsmehrung unter modernen Bedingungen nicht mehr extraktiv (durch Aneignung von Werten anderswoher), sondern nur noch produktiv erreicht werden.

Das Innehaben einer Großmacht- oder Weltmachtposition ist jetzt nicht mehr ein Garant für ökonomische Blüte. Vielmehr hängen politische und ökonomische Vormachtstellung nur noch locker und oft auch invers miteinander zusammen. So hat etwa die eine Weltmacht des Kalten Krieges – die westliche – sich auch ökonomisch eine Vormachtstellung gesichert und beträchtliche Vorteile eingesackt, während die andere – die östliche – sich durch die Weltmachtkonkurrenz ökonomisch ruiniert hat. Zwei der heute stärksten und erfolgreichsten Volkswirtschaften der Welt, Deutschland und Japan, sind die Verlierermächte des Zweiten Weltkriegs. Aus der lange gewohnten ökonomischen Profitabilität des Imperiums ist die Frage geworden, wie lange ein Staat die „Kosten des Imperiums“ tragen kann, ohne sich zu übernehmen.⁵ Das Innehaben einer Weltmachtposition involviert heute Geldtransfers *vom Zentrum in die Peripherie*, nicht umgekehrt.

Kriege können unter diesen Umständen zwar eventuell politisch für sinnvoll gehalten werden, ökonomisch sind sie aber nur ein Kostenfaktor.

5 James K. Galbraith, „The Unbearable Costs of Empire“, in: *American Prospect* 13 (2002), Nr. 21, S. 26–27.

Nehmen wir etwa die beiden Golfkriege (1990/91, 2003–2011), also Kriege, die die Weltmacht USA gegen das kleine periphere Land Irak geführt hat und in denen es angeblich um Öl gegangen ist. Diese beiden Kriege haben die USA nach Schätzungen mindestens 1,1 Billionen Dollar gekostet, also 1.100 Milliarden Dollar.⁶ Wie viele Barrel Öl hätte man für diese Summe auf dem Weltmarkt kaufen können? Oder wie leicht und mit wie viel relativem Aufwand und Aufwendungen hätte man sich damit langfristige Lieferverträge für Öl sichern können? Die exorbitanten Kriegskosten – manche sagen: „obszönen“ Kriegskosten⁷ – stellen eine neue, historisch ungewohnte Realität unserer Gesellschaft dar. Dies hat damit zu tun, dass moderne Staatenkriege in der Durchführung horrend teuer sind, infolge von Kosten für Militärapparate, Waffensysteme, Munition, Transport, Versorgung, Auslandszuschläge usw., während die unmittelbaren Kriegskosten in der Vormoderne meist überschaubar waren.⁸ Es ist deshalb für moderne Staaten „allemaal kostengünstiger, Ressourcen zu kaufen, als sie mit Waffengewalt zu erobern“.⁹

Ähnlich viel wie die Irakkriege hat – nach immer prekären Schätzungen – der seit 2001 schwelende Afghanistankrieg die USA bisher gekostet.¹⁰ Was haben die USA davon gehabt? Den Sturz des Talibanregimes und eine symbolische Rache für 9/11, aber auch dauerhafte Instabilität, Fortschreibung und Verschlimmerung des Bürgerkriegszustandes, Zerfall des Landes in Warlordtümer; sicherlich einen deutlichen Einfluss auf die Regierung in Kabul, aber ebenso viel Ressentiment und Imageschaden im Land, in der Region und möglicherweise in der Welt im Übrigen, ebenso wie Abzugswünsche und Kriegsmüdigkeit im eigenen Land. Sicherlich sind in all diesen Kriegen einige lukrative Aufträge für US-Firmen abge-

6 John Harrington, Grant Suneson, „What were the 13 most expensive wars in U.S. history?“, in: *USA Today* vom 13. 6. 2019, <https://eu.usatoday.com/story/money/2019/06/13/cost-of-war-13-most-expensive-wars-in-us-history/39556983/>.

7 „Afghanistan and Iraq have cost taxpayers £20bn“, in: *The Telegraph*, 7. 6. 2020.

8 Michael Mann, „Capitalism and Militarism“, in: Martin Shaw (Hg.), *War, State and Society*, New York 1984, S. 25–46, hier: S. 43.

9 Münkler, *Der Wandel des Krieges*, S. 139.

10 Sarah Almukhtar, Rod Nordland, „What Did the U.S. Get for \$2 Trillion in Afghanistan?“, in: *New York Times* vom 9. 12. 2019, <https://www.nytimes.com/interactive/2019/12/09/world/middleeast/afghanistan-war-cost.html>.; Kimberly Amadeo, „Afghanistan War Cost, Timeline, and Economic Impact“, in: *The Balance* vom 15. 06. 2019, <https://www.thebalance.com/cost-of-afghanistan-war-timeline-economic-impact-4122493>; Harrington, Suneson, „What were the 13 most expensive wars in U.S. history?“

fallen – im Ölgeschäft, im Wiederaufbaugeschäft, im Söldnergeschäft –, aber auch hier muss man fragen, ob diese Billionen Dollar wert waren. Wenn und insoweit Krieg ein ökonomisches Geschäft ist, stimmt etwas nicht mit dem Verhältnis von Aufwand und Ertrag. (Und wenn und soweit solche, sehr begrenzten und partikularen Vorteile, nämlich Geschäftschancen für einige wenige Unternehmen, nicht nur ein Nebeneffekt des Krieges, sondern ein Motiv für die Kriegsentscheidung sind – was im Irakkrieg I mit den Protagonisten Bush/Cheney nicht restlos ausgeschlossen werden kann –, dann stimmt etwas nicht mit dem politischen System, das solche Entscheidungen hervorbringt. Letzteres ist ein allgemeines Urteil der politischen Öffentlichkeit in allen entwickelten westlichen Ländern, nicht mein persönliches Urteil.)

Die Vorstellung, dass ökonomische Interessen etwa an Rohstoffen und Absatzmärkten mit kriegerischen Mitteln bedient werden können, ist vermutlich schon seit einigen Jahrhunderten überwiegend Propaganda und Rhetorik. Im Zeitalter der Kolonialkriege wurde manche gewagte militärische Unternehmung als lukrative Investition in blühende Ländereien angepriesen. Aber es ist die Frage, ob das nicht eher eine Wunschvorstellung oder rationalistische Tünche über etwas war, was im Kern Prestigewettläufe zwischen europäischen Dynastien waren, die aber den rational und wirtschaftlich denkenden Bürgern als sinnvolle Investition „verkauft“ werden sollten.¹¹ Es kann natürlich auch sein, dass die Protagonisten jener Zeit tatsächlich aufrichtig an die Profitabilität kriegerischer Eroberungen geglaubt haben, die ja bis vor relativ kurzem noch Realität gewesen war; es braucht sicher einige Zeit, bis so etwas ins kollektive Bewusstsein einsickert. Aber jedenfalls aus heutiger Sicht spricht viel dafür, dass der ganze Kolonialismus/Imperialismus unter dem Strich eher ein ökonomisches Verlust- und Zuschussgeschäft war und eher durch Machtinteressen als durch wirtschaftliche Bedarfe getrieben war.¹²

Faktisch war die letzte dauerhafte „Symbiose“¹³ von politisch-staatlich-kriegerischem Erfolg einerseits und ökonomischem Erfolg andererseits im frühmodernen Europa zu beobachten, also zu einer Zeit, als weder

- 11 Raymond Aron, *War and Industrial Society*, London 1958; Joseph Schumpeter, „Zur Soziologie der Imperialismen“, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 46 (1918), S. 1–39, 275–316; George Steinmetz, „Return to Empire: The New U.S. Imperialism in Comparative Historical Perspective“, in: *Sociological Theory* 23 (2005), S. 339–367.
- 12 Münkler, *Imperien*, S. 35 ff.
- 13 Mann, „Capitalism and Militarism“, S. 42.

politische noch wirtschaftliche Strukturen zu heutiger Komplexität entwickelt waren und *deshalb* noch eine enge Allianz zwischen Fürsten/Königen einerseits und einer kleinen, homogenen Schicht von Kaufleuten und Finanziers andererseits geschmiedet werden konnte.¹⁴ Diese Allianz lässt sich in heutigen, stark diversifizierten Volkswirtschaften nicht reproduzieren, wo es kaum möglich ist, „die“ Interessen „der“ Wirtschaft durch Kriege zu befördern, weil unterschiedliche Branchen – etwa exportabhängige und binnenmarktorientierte, rohstoffabhängige und dienstleistungsorientierte, wechsellkursabhängige und wechsellkursunabhängige Branchen – ganz unterschiedlich von einem Krieg betroffen sind. Angesichts dessen ist die in kritischen Kreisen nach wie vor verbreitete Auffassung, Krieg sei eine „Fortsetzung der Ökonomie mit anderen Mitteln“¹⁵, noch einmal zu überdenken. Diese Annahme ist denn auch von der Kriegssoziologie vor einigen Jahrzehnten aufgegeben worden und durch die Annahme ersetzt worden, dass die Sphäre des Staates und der Kriegführung eine autonome soziale Sphäre ist, die nicht – in welcher Weise auch immer – als Verlängerung des kapitalistischen Systems begriffen werden kann.¹⁶

Dies ist ein guter Punkt, um wieder zu Taureck zurückzukehren. Denn auch Taureck schreibt ja ausdrücklich, es sei eine *Illusion*, dass durch Krieg materielle Vorteile zu erlangen wären. Ich zitiere noch einmal:

- 14 Charles Tilly, „War Making and State Making as Organized Crime“, in: Peter B. Evans, Dietrich Rueschemeyer, Theda Skocpol (Hg.), *Bringing the State Back In*, Cambridge 1985, S. 169–191; Charles Tilly, *Coercion, Capital, and European States, AD 990–1990*, Cambridge 1990.
- 15 Ethan B. Kapstein, „Two Dismal Sciences Are Better Than One – Economics and the Study of National Security“, in: *International Security* 27 (2002), S. 158–187, hier: S. 158.
- 16 Theda Skocpol, „Bringing the State Back In. Strategies of Analysis in Current Research“, in: Evans et al. (Hg.), *Bringing the State Back In*, S. 3–37; Pitirim A. Sorokin, „A Neglected Factor of War“, in: *American Sociological Review* 3 (1938), S. 475–486; Martin Shaw, *Dialectics of War. An Essay in the Social Theory of Total War and Peace*, London 1988; ders., *Post-Military Society. Militarism, Demilitarization and War at the End of the Twentieth Century*, Philadelphia 1991; Michael Mann, *The Sources of Social Power. Volume 1: A History of Power from the Beginning to AD 1760*, Cambridge 1986; ders., „War and Social Theory: Into Battle with Classes, Nations and States“, in: Colin Creighton, Martin Shaw (Hg.), *The Sociology of War and Peace*, Dobbs Ferry 1987, S. 54–72; Michael Mann, *The Sources of Social Power. Volume 2: The Rise of Classes and Nation-States, 1760–1914*, Cambridge 1993; ders., *The Sources of Social Power. Volume 3: Global Empires and Revolution, 1890–1945*, Cambridge 2005; ders., *The Sources of Social Power. Volume 4: Globalizations, 1945–2011*, Cambridge 2012.

„Krieg bezeichnet eine ruhmreiche kollektive Erbeutungsaktion, [...] die auf einer Illusion letztllicher infolge Krieg zu erreichender Vorteile beruht.“ Er sieht also durchaus das Spannungsverhältnis zwischen dem Komplex Ruhm-Macht-Prestige und der Dimension materiell-ökonomischen Gewinns, löst es aber in Richtung auf eine kollektive Täuschbarkeit und Illusionierbarkeit auf.

Hier stellt sich dann aber die Frage, für wie dumm man die Menschheit halten muss, damit sie eine solche Illusion auch nach jahrtausendelanger entgegengesetzter Erfahrung nicht fallen lässt. Diese Tendenz vieler ökonomisch ansetzender Kriegstheorien – dass sie gleichzeitig annehmen, Kriege seien durch ökonomische Motive getrieben, *und* Krieg würde sich unter dem Strich ökonomisch nicht lohnen –, hat der Soziologe Pitirim Sorokin schon vor mittlerweile fast einem Jahrhundert diagnostiziert: „[M]any of these [theories of war] claim that the main cause of war is economic: ‘to keep what we have got and to take more,’ or ‘the Imperialist rivalries stirred by our present economic system,’ and the like. And then the same authors assure us that ‘war does not pay,’ that the conquerors and conquered alike usually lose economically. Unless we assume an absolute stupidity and unteachability of all the peoples, these two statements: that the cause of war is economic, and that war does not pay, are hard to reconcile.“¹⁷

Man könnte natürlich sagen, der Dummheit der Menschheit seien offensichtlich, leider, wenig Grenzen gesetzt – traurig aber wahr. Dafür spricht ja durchaus einiges. Und mit modernen Medien und Propagandatechniken etc. steht in der Tat ein mächtiges Instrument zur Verfügung, um kollektive Irreführungen zu bewerkstelligen, auch wenn die Möglichkeiten der Propaganda in den letzten hundert Jahren eher in Richtung auf Nation, Religion, Ethnizität, Identität vs. Bedrohung, Wirgruppe vs. Fremdgruppe, Angstschüren vor dem Reich des Bösen usw. genutzt worden sind.

Man kann aber statt dessen auch – die Klugheit oder Dummheit der Menschheit hintangestellt lassend – noch einmal einen soziologisch relativierenden Blick auf Taurecks These von der unterstellten, aber letztlich illusionären Profitabilität von Krieg werfen. Man kann sagen: Taureck hat eine *mögliche* Konstellation identifiziert, die er aber übergeneralisiert. Was als konkrete empirische Konstellation in *manchen* Kriegen zu beobachten ist, wird von ihm zu einer allgemeinen, apriorischen Bestimmung hochgeneralisiert. Demgegenüber würde ich an dieser Stelle eine Dosis

Kriegssoziologie und Kriegsgeschichte einstreuen. Dann sieht man: Tau-
reck zieht in eine definitorische Bestimmung zusammen, was historisch-
soziologisch gesehen die Trajektorie von Kriegen über Jahrhunderte und
Jahrtausende hinweg gewesen ist. In bestimmten Zeiten war es *keine* Illu-
sion, dass Krieg ökonomisch profitabel ist, das war Realität – vielleicht
nicht in jedem Einzelfall, aber regelmäßige und erwartbare Realität. In an-
deren Zeiten, etwa in der Moderne, ist es keine regelmäßige Realität mehr.
Dann ist es aber vielleicht auch gar nicht sinnvoll, Krieg über diesen –
systematisch verfehlten – Bezug zu erwarteten-aber-nicht-eintretenden
Vorteilen zu begreifen.

